

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1894)
Heft: 43

Artikel: Krieg und Frieden
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tag nicht überlebe ohne Doktor, dass ein solcher nicht vorhanden und Keiner der Besatzung fähig sei, das Schiff zu leiten.

Der deutsche Kapitän schickte hierauf seinen Lieutenant zur Führung der »Bunnymède« ab und nahm den französischen Kapitän mit Frau und Kind in sein eigenes Schiff auf. Unter der trefflichen Behandlung genas der Kranke schnell und konnte zu seinem Schiffe, welches unterdessen in Quebec gelandet hatte, zurückkehren. Als der Franzose seinen edelmütigen Retter belohnen wollte, wies dieser es mit den Worten ab: »Ich bin zu stolz, einem französischen Seemann aus der Not geholfen zu haben, um eine Bezahlung anzunehmen. Meine Gesellschaft wird mein Vorgehen billigen. Ich habe meine Pflicht erfüllt und bin reichlich dafür belohnt, indem ich Ihr Leben retten konnte. Die »Justice«, der wir obige Nachricht entnehmen, fügt hinzu: »Wir sind glücklich, solche Beispiele von Pflichttreue und Aufopferung bekannt machen zu können. Sie ehren sowohl den tapferen Seemann, als die Hamburger Gesellschaft, die ihn im Dienste hat.«

Beim Manöverbankett in Chateaudun antwortete der Präsident der französischen Republik auf die Rede des Bürgermeisters etwa Folgendes: »Ich habe nie ein anderes Ziel verfolgt, als für die Interessen meines Landes zu wirken. Meine Bestrebungen gehen darauf aus, die Republik so zu sehen, dass das Schicksal Niedriger und Enterbter die erste Stelle in der Vorsorge der öffentlichen Behörden einnehme. Alle diejenigen, welche vor 24 Jahren in geschlossenen Reihen unter unseren Fahnen gekämpft, werden heute von der Republik aufgefordert, die alten Streitigkeiten und Kämpfe zu vergessen und sich die Hand zu reichen zur Begründung von Werken des Friedens und des sozialen Fortschrittes.« Die Rede zündete.

* * *

Wenn ich den hiesigen Zeitungen Wort für Wort trauen darf, so muss sich vor Kurzem auf dem schweizerischen Waffenplatz Colombier ein ganz amüsantes Zwiegespräch zwischen einem Obersten und einem Tambour abgespielt haben.

»Diejenigen, welche Reklamationen über schlechte Behandlung seitens ihrer Vorgesetzten zu machen haben, vortreten!« Allgemeine Stille. Vom linken Flügel löst sich ein Tambour ab und stellt sich vor den Herrn Obersten.

»Eh bien, tambour, qu'avez-vous à dire?«

»Herr Oberst, ich bin während dieser Schule unwürdig behandelt worden; man hat mich unter anderem mit »Cochon« betitelt; ich wurde beschimpft wie kein anderer. Ich erinnere mich nicht in den 5 Jahren, da ich in der Fremdenlegion diente, einmal so elend behandelt worden zu sein, wie hier in Colombier.«

»Eh bien, qui vous a troité' ainsi?«

»Sie selbst, Herr Oberst, niemand sonst als Sie! Sie haben mich fortwährend beschimpft und sich der schmutzigsten Redensarten bedient.«

»Arme Schweiz«, fügt das Blatt hinzu, »wo man anfängt, den Dienst in der Fremdenlegion demjenigen in den Kasernen vorzuziehen.« *Otto Ackermann.*

Krieg und Frieden.

Eine satyrische Betrachtung von Wilhelm Unseld.

Krieg und Frieden, wenn ich die zwei Worte höre, ist mir, als ob ich das Gezische hörte, das entsteht, wenn jemand Wasser in das Feuer wirft. Mein Gott! Und davon soll ein heutiger Mensch nicht nervös werden? Nervös! Grässliches Wort! Wie es mir durch den ganzen Leib zuckt! Nein! Es ist kaum mehr zum aushalten, und tönen aller Orten noch die Worte Krieg und Frieden

an mein Ohr, dann, ja dann finde ich den Bogen eben so gespannt, dass endlich einmal der aufgelegte Pfeil davonsausen sollte. Davonsausen? Gott, welche Kraftigung ruft schon dieses Wort in mir hervor. Die überreizten Nerven finden schon bei dem einen Wort, das mir den Gedanken zur That werden lässt, ihre Befriedigung. Hui! wie der Pfeil fliegt, dort, dort in der Ferne hat er sein Opfer erreicht. Ach, das reizt nun wieder, ob er nicht vorübergewirrt ist, ob er es schön in das Herz getroffen, wenn nicht? O, pfui! dem Stümper von Schützen! Aber immerhin, das ist doch etwas in der Zeit überreizter Nerven, das sie wieder zu kräftigen vermag, und denke ich weiter, wie ich allerdings gestehen muss, in meiner hochgradigen Nervosität nach, wahrhaftig, so unchristlich es sein mag, so glaube ich doch, ein intensives Blutbad wäre eigentlich allein nur im stande, uns von diesen Leiden zu befreien.

Ja! und ist denn der Gedanke gar so grässlich? Muss ich es denn gerade sein, der auf dem Aste sitzt, welcher abgesägt wird? Ha! ha! das ist denn doch nicht nötig, das wäre freilich übermässige, unnötige Nervenrengung. O nein, wie reizend sich zum Beispiel wirklich die Zeitung liest. Diese prächtigen Land- und Seeschlachten in Ostasien. Wirklich! eine frische Brise streicht einem ordentlich aus den Blättern über das erschlaffte Nervensystem! Ja, ja, es ist doch wahr, was unser Herr Pastor uns vor drei Wochen gepredigt hat: Der Krieg gehört zur göttlichen Weltordnung. Sicher, ohne den Krieg würden wir allesamt bald reif für das Irrenhaus. Darüber ist wahrhaftig nicht zu lachen! Man sehe unsere heutigen Gerichtsverhandlungen nur an; sobald jemand aus angesehener, geordneter Familie stammt, berichten uns die Blätter, dass zuerst eine irrenärztliche Untersuchung vorzunehmen sei.

Und all das haben wir dem übermässig langen Frieden zu verdanken. In einem frischen, fröhlichen Krieg, in dem man von halbem Tag zu halbem Tag anregende Neuigkeiten erfährt, kommt derartiges nicht vor. Erstens hat man gar nicht Zeit sich um hyperhumanitären Dunst zu kümmern, und dann, wer etwa sich nicht in der von der Civilgesellschaft vorgezeichneten Fahrbahn bewegen kann, der braucht ja kein gemeiner Verbrecher zu werden, der zieht einfach in den Krieg und stirbt als Held oder kommt als solcher wieder gefeiert heim.

Ach! wie fade, wie kindisch und lächerlich die neue verrückte Gesellschaftblase! Hahaha! Friedensgesellschaften! muss man lesen. Mein Gott, unwillkürlich muss man gähnen. Abschaffung des Krieges?! Idee von Tollhäuslern! Ja, der Kant war auch einer davon, sonst hätte er nicht eine Kritik der reinen Vernunft geschrieben, als ob die reine Vernunft noch eine Kritik brauchte?!

Aber so ist die überhirnische Gesellschaft, und ihr, nur ihr, niemand anders sonst haben wir unsere Nervosität zu verdanken.

Man denke! Abschaffung des Krieges! Des einzigen denkbaren Mittels, das die Menschen zum Bewusstsein ihrer Vollkraft bringt, des Mittels, das dem einen Menschenhaufen vor dem andern Achtung abnötigt? Nein und nein! Das mag man Philosophen und philosophische Köpfe heissen, Menschen, denen allen das Gespärre nimmer ganz in Ordnung war und ist, — aber kraftbewusste, herrliche, flimmernde, Tod und Schrecken spendende, schwertschwingende Männer sind das nun und nimmer!

Haha! Diese Stubenhocker, die nebenbei sich noch anmassen, Weltgelehrte zu heissen, diese Friedensapostel, die wollen mit ihren verstaubten Leibern, ihren kratzenden und spritzenden Federn verhindern, was allein doch der heutigen Gesellschaft auf die Beine helfen kann? Ohne ein allgemeines Drauf- und Drunter-

gehen kann doch nichts Vernünftigeres mehr kommen! Aber das kommt eben daher, weil man den Krieg nicht mehr als eine Strafe Gottes ansehen will. O! könnte ich nur! Ich würde euch Humanitätsduslern den Arm der Gerechtigkeit fühlen lassen, diesen Arm, den ihr euch berufen glaubt, seiner Bandage, die ihn steif und drohend über der Menschheit erhält, berauben zu dürfen!

Gottlob! es ist noch nicht so weit, noch nestelt ihr an den Maschen erst, aber eines schönen Tages wird er euch abschütteln mit samt eurer Friedensduselei und blitzt wird das Schwert über Länder und Strecken gleich feurigem Wetterleuchten. Wie wird die stinkende, schwüle Athmosphäre, in der wir leben, nach dem Blutbad, nach Mord und Brand, wieder frisch aufleben. Heissa! das möchte ich erleben! O wie schön, o wie erhaben! Wenn ich nur daran denke. — Euch aber, ihr Gefülsdusler der Menschen, euch lasst mich mein zerrüttetes Rückenmark zuwenden, so lange, bis ich das Bewusstsein habe, der letzte der Kategorie zu sein.

Rundschau.

Am 10. Oktober hielt Herr Oberstleutnant Exner aus Dresden im Kaufmännischen Verein zu Leipzig einen Vortrag über: „Unsere militärischen Nachbarn im Osten und Westen.“

Es ist überflüssig, über den Inhalt des Vortrages viele Worte zu verlieren, es genügt vollkommen, wenn wir den letzten Satz des Redners wiedergeben. Derselbe lautete: „Dem gegenüber kann das deutsche Reich in seinem Bestande nur gesichert sein und seine auf Erhaltung des europäischen Friedens gerichtete Politik zielbewusst weiter verfolgen, wenn es der veränderten militärischen Lage in den angrenzenden Staaten Rechnung trägt, wenn es auch seinerseits bestrebt ist, Stärke und Kriegsbereitschaft der Armee stetig zu fördern, damit das Schwert des Vaterlandes scharf und schneidig bleibt in Bethärtigung des alten, immerdar richtig anerkannten Grundsatzes: „Si vis pacem para bellum!““

Ueber die Richtigkeit resp. Unrichtigkeit dieses lateinischen Sprichwortes brauchen wir kein Wort mehr zu verlieren, der Satz enthält ja die Widerlegung in sich selbst, er birgt einen offenkundigen logischen Widerspruch und muss desshalb vor dem Kriterium der Vernunft fallen. Uebrigens macht ihn ja die ganze Welt- und Kriegsgeschichte selbst zu Schanden; seit undenklichen Zeiten wurde diesem Trugschluss huldigend gerüstet, um Frieden zu halten, und heute nach Jahrtausenden haben wir den erhofften Frieden immer noch nicht! Jeder denkfähige Mensch muss sich desshalb sagen, dass, nachdem das bisher angewandte Mittel nicht zum Ziele führte, es gewiss hoch an der Zeit sei, einen andern Weg einzuschlagen, um den Völkern den Frieden und durch ihn Freiheit und Wohlstand zu sichern!

Die portugiesische Regierung unterbreitete dem Cortes den Voranschlag einer Anleihe von 12,000 Contos für den Ankauf von Kriegsschiffen.

Portugal ist zwar staatsbankrott, aber Militäranleihen macht es doch noch!

In Sura soll ein französischer Spion ergriffen worden sein. — Spionage, Soldatenmisshandlungen, Säbelaffairen sind die treuen Trabanten des Militarismus. — An seinen Früchten erkennt man den Baum!

Herr Max Ernst Mayer, stud. phil. in Heidelberg, wandte sich um Statuten und Aufrufe an den akademischen Friedensverein Zürich behufs **Gründung eines gleichen Vereines an der Universität Heidelberg.** — Vivant sequentes!

Kürzlich spielte sich irgendwo ein kleiner Pressprozess ab gegen einen Redaktor, der anlässlich der Sedanfeier das Wort „Schlacht-Tag“ gebrauchte. Das „Leipz. Tagbl.“ spricht nun am 18. Oktober in einem Artikel über Deutschlands mangelhafte maritime Vertretung in den chinesischen Gewässern von den „Schlachtschiffen“. Gewiss hat dieses hyperpatriotische Blatt mit jener Bezeichnung keinen Spott beabsichtigt, wie man es bei dem in den Pressprozess verwickelten Redaktor hervorhob, — nein, das „Leipz. Tagbl.“ hat den Ausdruck in harschlosester Weise angewandt, aber gerade dieser Umstand ist sehr interessant, denn er zeugt für die begriffliche Identität der Worte „Die Schlacht“ und „Das Schlachten“!

Die Ethymologie des Wortes „Schlacht“ ist den Verteidigern der Kriegsinstitution peinlich, denn sie fühlen die Ummenschlichkeit einer „Menschen schlächterei“ selbst und wollen daher für diese Aktionen lieber einen Ausdruck gebrauchen, der nicht so intensiv an das Wirkliche erinnert, der alle oberflächlich Denkenden über den eigentlichen Begriff hinwegtäuscht!

Das „Wochenblatt des Bezirkes Meilen“ enthält in seiner Nummer vom 18. Oktober unter dem Titel: „Zur Friedens- und Schiedsgerichtsfrage“ auf einen in diesem Blatte seinerzeit gebrachten skeptischen Artikel eine treffliche Entgegnung von G. Schuster.

Die Fahnenweihe in Berlin! Alle Zeitungen sprechen davon, die Mehrzahl mitflammender Begeisterung, denn Alles was mit grossem Prunk vor sich geht, reisst die Menge — und die für die Menge Schreibenden — mit sich fort.

Die „Hamburger Nachrichten“ weihen diesem grossartigen militärischen Schauspiel einen Bandwurm-Artikel, aus diesem entnehme ich die Einzelheiten des Festaktes.

Kolossal Menschenandrang, polizeiliche Strassenabsperrung, glänzende Uniformen, strammer Parademarsch etc. — Alles ganz natürlich. — Weihe durch den ehrwürdigen Soldatenprediger — leider auch „natürlich“! — Priester, Altar und Kruzifix in friedlicher Gemeinschaft mit Schlachteninsignien, ja noch mehr im Dienste derselben! Die Kirche als Dekorationsstück bei einem militärischen „Schauspiel“! — Man findet dies ganz selbstverständlich, man fühlt gar nicht die Ironie, die Gotteslästerung, die darin liegt! Gotteslästerung? Ja, — nein, — je nachdem man sich seinen „Gott“ vorstellt. Wenn der Gott ein Kriegsgott ist, ein Gott des Hasses, dann ist es keine Lästerung, wenn seine Diener Kriegszeichen in seinem Namen segnen, wenn man aber an einen Gott der Liebe denkt, an jenen Gott, dessen erstes Gesetz Nächstenliebe ist, dann empfindet man etwas wie Abscheu, wenn man sieht, wie Priester Fahnen im „Namen Gottes“ weihen, deren Bestimmung es ist, zum Menschen töten kommandierten Menschen vorgetragen zu werden! Ein eisernes Kruzifix ist geduldig, es lässt sich überallhin mitnehmen, und die Verkünder des Wortes Gottes sind auch geduldig — müssen geduldig sein, sie strecken ihre Hände auf Befehl segnend aus, flehen zum Allmächtigen, die Kriegszeichen, die sie mit den Fingerspitzen berühren, stets zum Siege zu führen — über Blut und Leichen!

Ist das im Sinne des Welterösers Jesus von Nazareth, des Lehrmeisters der allumfassenden Menschenliebe, der geboten hat, selbst den ärgsten Feinden nur Gutes zu thun? — Zur Eröffnung des eigentlichen Weiheaktes intonierten die Musikkorps des Garde du Corps und des Garde-Kürassier-Regiments den Choral: „Ich bete an die Macht der Liebe“ — — hierauf sprach Hofprediger D. Frommel die Weiherede, nach deren Beendigung 32 Salutschüsse der Artillerie vom Lustgarten her — in ihrer Weise — mit Tod verkündender Stimme — „die Macht der Liebe“ anbeteten!

Religion, du bist zu einem blossem Wort herabgesunken — Laute bleiben — doch Begriffe ändern sich!

Die Ansprache, die der deutsche Kaiser bei der Fahnenweihe unter den Linden hielt, enthält eine Stelle, die wie eine Vorkündigung klingt. Kaiser Wilhelm sagte, er hoffe, dass die Halbbataillone, welchen er jetzt die Fahne übergebe, nun bald als Vollbataillone aufgestellt werden würden. Soll dies eine zu erwartende Militärvorlage andeuten?

Französische Schauspieler — Antoine mit seiner Gesellschaft — werden in Berlin vom Publikum herzlich aufgenommen; der französische Komponist Ambrois Thomas erhält das Grosskreuz des italienischen Mauritius- und Lazarus-Ordens; Verdi, der greise italienische Opernkompositeur, speist im Elisée und wird von Casimir-Perier mit Ehren überhäuft; der ehemalige deutsche Militär-Attaché, Hauptmann Freiherr v. Süsskind, wird zum Ritter der Ehrenlegion ernannt, — es drängt etwas, ganz unbewusst — die Völker lernen sich kennen!

Am 18. d. M. sprach Dr. Schlieff aus Dresden im grossen Saale des Cafe Roth zu München über die Friedensbewegung. Die königliche Polizeidirektion hatte Minderjährige und Damen die Teilnahme am Vortrag nicht gestattet!!

In Russland wurde der Zweikampf im Offizierskorps obligatorisch erklärt. Offiziere, die auf Beleidigungen nicht fordern oder solche, die eine Herausforderung zum Duell nicht annehmen, müssen entweder selbst ihre Demission einreichen oder sie werden aus der Armee entfernt. — Die Flutwellen der Kultur spritzen oftmals zurück ins graue Mittelalter!

Kanzler Leist! Das Urteil über Leist, den Helden, der in Kamerun Dahomey-Weiber mit einer Flusspferdepeitsche zivilisierte, der seinen Gästen nebst Speise und Trank auch die Weiber seiner Schutzbefohlenen zur Verfügung stellte, erinnert an die